

Zeitschriftenartikel

Begutachtet

Koordinator*in:

Annita Kalpaka

HAW Hamburg, Deutschland **Redaktion**J.Georg Brandt HAW Hamburg, Deutschland **Erhalten:** 18. Februar 2026**Akzeptiert:** 25. Februar 2026**Publiziert:** 12. Mai 2026**Datenverfügbarkeit:**

Alle relevanten Daten befinden sich innerhalb der Veröffentlichung.

Interessenskonfliktstatement:

Die Autor:in erklärt, dass ihre Forschung ohne kommerzielle oder finanzielle Beziehungen durchgeführt wurde, die als potentielle Interessenskonflikte ausgelegt werden können.

Lizenz:

© A. N.

Dieses Werk steht unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International (CC BY SA 4.0).

**Empfohlene Zitierung:**

A. N. (2026) Reflexion zu dem Seminar "Wie über den Nahostkonflikt sprechen" *STANDPUNKT : SOZIAL* 36 (1), 2026, *Wie über den Nahostkonflikt sprechen? – Auf der Suche nach Ansatzpunkten für das*

pädagogische Handeln in Handlungsfeldern Sozialer Arbeit und Bildung, S. 1-6.

DOI: <https://doi.org/10.15460/spsoz.2026.36.1.311>[spsoz.2026.36.1.311](https://doi.org/10.15460/spsoz.2026.36.1.311)

Reflexion zu dem Seminar "Wie über den Nahostkonflikt sprechen"

A. N.^{1*}

1 A. N., Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg – HAW 

Die Autor:in ist der Koordinatorin persönlich bekannt.

Abstract

Der Idealismus, der mich damals getragen hat, ist nicht verschwunden, aber er hat sich verändert. Im Seminar habe ich erlebt, dass es keine einfachen Antworten gibt. Ich habe gespürt, wie schwer es ist, eine Haltung zu finden, die den Widersprüchen wirklich gerecht wird. Es war mir wichtig, mit meinen Gedanken sichtbar zu werden, und doch stieß ich immer wieder an eine Grenze. An das Unausgesprochene, an meine Unsicherheit, und auch an die Frage, ob ich überhaupt das Recht habe, über manche Dinge zu sprechen. Diese Spannung ist geblieben.

Schlagwörter: Pädagogischer Alltag, pädagogisches Handeln, Verletzlichkeit, Ohnmacht, Nahostkonflikt, Ambivalenz

Reflexion zu dem Seminar “Wie über den Nahostkonflikt sprechen”

A. N.

■

Als ich mich für das Blockseminar angemeldet habe, war für mich sofort klar, dass ich teilnehmen wollte. Das Thema hat mich nicht nur inhaltlich interessiert, sondern es war vielmehr auch das Gefühl, dass hier ein Raum entsteht, den ich sonst in meinem Alltag kaum finde. Ein Ort, in dem offen über schwierige, konflikthafte Themen gesprochen werden darf. Das, was die Uni für mich unter anderem eigentlich auch sein sollte.

Gleichzeitig spürte ich schon im Vorfeld eine gewisse Unsicherheit. Ich fragte mich, ob ich etwas Falsches sagen könnte, ob mir das notwendige Wissen fehlt oder ob ich mich überhaupt trauen würde, meine Gedanken laut zu teilen. Rückblickend war es genau diese Spannung, die das Seminar für mich so prägend gemacht hat. Es war das Schwanken zwischen dem Bedürfnis, zu sprechen, und der Angst, sichtbar zu werden.

Am Ende des Seminars sollten wir uns selbst einen Brief schreiben. Ich erinnere mich noch gut an das Gefühl, was dieser Moment in mir ausgelöst hat. Eigentlich wollte ich das gar nicht. Es erschien mir pathetisch, vielleicht auch kitschig. Als ich den Brief nun Monate später wieder gelesen habe, war mir das fast unangenehm. Ich habe mich meiner eigenen Worte ein Stück weit geschämt, weil sie so idealistisch und hoch aufgeladen klangen.

Zugleich aber konnte ich erkennen, dass sie ein ehrliches Abbild dessen waren, wie ich damals (vor ein paar Monaten) empfand. Ich war stolz darauf, nicht geschwiegen zu haben, stolz darauf, mit aller Unsicherheit trotzdem in den Austausch gegangen zu sein. Ich schrieb im April Sätze über Mut, kollektive Verantwortung, internationale Solidarität. Große Worte, getragen von einem starken Bedürfnis, Teil von etwas Sinnvollem zu sein.

Heute sehe ich vieles nüchterner. Der Idealismus, der mich damals getragen hat, ist nicht verschwunden, aber er hat sich verändert. Im Seminar habe ich erlebt, dass es keine einfachen Antworten gibt. Ich habe gespürt, wie schwer es ist, eine Haltung zu finden, die den Widersprüchen wirklich gerecht wird. Es war mir wichtig, mit meinen Gedanken sichtbar zu werden, und doch stieß ich immer wieder an eine Grenze. An das Unausgesprochene, an meine Unsicherheit, und auch an die Frage, ob ich überhaupt das Recht habe, über manche Dinge zu sprechen. Diese Spannung ist geblieben. In gewisser Weise habe ich mich dadurch auch außerhalb des Seminars ver-

ändert, zum Beispiel, indem ich mich aus der Hochschulpolitik zurückgezogen habe. Damals hätte ich das als Niederlage erlebt, als Aufgeben. Heute sehe ich es anders. Mein Rückzug war weniger ein Scheitern, sondern vielmehr die Einsicht, dass ich Räume brauche, in denen Zweifel für mich selbst tragfähig sind. Räume, in denen es nicht sofort um die „richtige Parole“ geht, sondern darum, Unsicherheit auszuhalten. Dabei will ich nicht behaupten, dass es solche Räume in der Hochschulpolitik gar nicht gibt. Uneinigkeit und Widerspruch haben durchaus Platz dort. Aber ich habe gemerkt, dass ich sie persönlich dort schwerer aushalten kann. Vielleicht liegt es nicht nur an den Strukturen, sondern auch an mir selbst, an der Art, wie sicher ich mich fühle, wie sehr ich den Druck spüre, eine klare Haltung formulieren zu müssen. Im Seminar dagegen konnte ich meine Unsicherheit besser zulassen, trotz Druck, Unsicherheit und Zweifel. Gerade deshalb habe ich diesen Raum als wertvoll erlebt.

Ein Thema, das mich seitdem besonders beschäftigt, ist die Frage nach Sprachlosigkeit. Im Seminar habe ich gemerkt, wie befreiend es ist, sprechen zu dürfen, ohne alles perfekt zu wissen. Diese Möglichkeit fehlt mir im Alltag fast völlig. Ich habe oft das Gefühl, dass politische Gespräche über den Nahostkonflikt gar nicht erst entstehen. Schweigen liegt wie eine Decke über allem, aus Angst vor Missverständnissen, aus Angst, anzuecken, sich falsch zu positionieren. Auf Demonstrationen wiederum gibt es zwar keine Stille, im Gegenteil. Aber auch hier fehlt mir das Gespräch. Es sind klare Botschaften, die in die Öffentlichkeit gerufen werden, doch es entsteht selten ein tatsächlicher Austausch.

Gefühlt ist es also entweder Schweigen oder Parolen. Mir fehlen Räume, in denen nicht von vornherein Eindeutigkeit oder Zugehörigkeit eingefordert werden. Die Abwesenheit solcher Räume empfinde ich als klaren Verlust. Für mich hat das nichts mit Feigheit zu tun, sondern eher mit dem Bedürfnis, Fragen offen halten zu können, ohne sofort eine feste Position beziehen zu müssen. Ganz sicher bin ich mir da aber auch nicht ...

Eine andere persönliche Erfahrung hat mir noch einmal deutlich vor Augen geführt, wie komplex solche Fragen nach Sprache und Betroffenheit sind. Für ein Interview in qualitativen Methoden habe ich eine Person interviewt, die vor zehn Jahren aus Syrien nach Deutschland gekommen ist und anonym bleiben möchte. Wir haben darüber gesprochen, warum Worte so entscheidend sind, auch wenn man von Flucht erzählt. Dabei habe ich gesagt, dass ich das Wort „Flüchtling“ oder auch „Geflüchteter“ oft unpassend finde, weil es so klingt, als hätte jemand eine Wahl gehabt. Für mich trifft das Wort „Vertreibung“ stärker zu, weil es die Brutalität und den Zwang deutlicher macht. In diesem Gespräch wurde mir an vielen Stellen bewusst, wie schwer es ist, mit Sprache überhaupt so nah wie möglich an das heranzukommen, was wirklich geschehen ist.

Über die Frage nach den passenden Worten sind wir schließlich auf das Thema Nachvollziehbarkeit gekommen. Er machte sehr klar, dass Menschen, die Flucht und Besatzung nicht selbst erlebt haben, diese Erfahrungen nicht nachempfinden können. Dieser Satz beschäftigt mich bis

heute. Mein erster Gedanke war, sofort eine Brücke bauen zu wollen, weil ich immer daran geglaubt habe, dass Worte zumindest eine Annäherung ermöglichen. Ich war lange überzeugt, dass es reicht, die richtigen Begriffe zu finden, um die Distanz kleiner zu machen.

In diesem Moment wurde mir jedoch bewusst, dass das nicht so einfach ist. Worte können Nähe schaffen, aber sie haben auch Grenzen. Es gibt Erfahrungen, die sich nicht über Sprache vermitteln lassen, auch wenn man noch so viel Empathie zeigen möchte. Das war nicht leicht anzunehmen, weil es meinem bisherigen Bedürfnis widersprach, alles durch Austausch ein Stück weit überbrücken zu können. Stattdessen stand ich vor der Aufgabe, diese Grenze wahrzunehmen und sie auszuhalten. Ob mir das gefiel oder nicht, sie war da.

Es geht für mich nicht darum, die Hoffnung aufzugeben, dass Sprache verbindet. Aber ich sehe deutlicher, dass Verstehen manchmal unvollständig bleiben muss und dass genau das ausgehalten werden will. Diese Einsicht war ernüchternd, aber auch wichtig, weil sie mir bewusst gemacht hat, dass Hilfe oder Empathie nicht darin besteht, alles nachvollziehen zu können.

Während des Seminars war ich sehr überzeugt von der Idee, dass Menschen im Grunde alle betroffen sind, dass jede und jeder das Recht und auch die Verantwortung hat, darüber zu sprechen. Heute erkenne ich stärker die Widersprüchlichkeit dieser Haltung. Ja, jede Person hat Verantwortung, aber gleichzeitig gibt es Grenzen, die ich nicht leugnen kann. Mitfühlen ist wichtig, aber es bleibt ein Unterschied zu den Erfahrungen derer, die es durchlebt haben.

Gleichzeitig frage ich mich, ob diese Aussage nicht auch selbst eine Art Schutzmechanismus sein kann. Vielleicht geht es gar nicht nur darum, dass Außenstehende etwas nicht nachvollziehen können, sondern auch darum, dass es eigentlich keine Worte gibt, die Erfahrungen von Krieg, Flucht oder Besatzung vollständig wiedergeben. Auch wenn jemand versucht, das Erlebte zu schildern, kann keine Beschreibung dem Gefühl gerecht werden, das in diesem Moment vorhanden war. Es bleibt immer eine Lücke zwischen dem, was erzählt wird, und dem, was tatsächlich empfunden wurde.

Ich frage mich, ob darin auch ein Widerstand liegt. So wie es manchmal im Psychologischen beschrieben wird, wenn Menschen das Gefühl haben, dass eine Besserung oder eine Benennung fast etwas vom Gewicht des Schmerzes wegnehmen könnte. Als würde der Schmerz dadurch weniger gültig oder weniger ernst werden.

Vielleicht ist diese Haltung, „ihr könnt es sowieso nicht nachvollziehen“, auch ein Ausdruck davon, dass die Erfahrung selbst nicht kleiner oder erklärbarer gemacht werden soll.

Deutlich wird in jedem Falle die Wichtigkeit eines Themas, nämlich das Aushalten von Ambiguität. Die Fähigkeit, mit Menschen in Kontakt zu sein, auch wenn man ihre Erfahrungen nicht vollständig begreifen kann. Diese Erkenntnis hat für mich sowohl etwas Schmerzliches als auch etwas Befreiendes. Schmerzlich, weil es meinem Idealismus widerspricht, meinem Wunsch nach umfassender Solidarität und nach verbindender Sprache. Befreiend, weil ich spüre, dass Ehrlichkeit wichtiger ist als das schnelle, umfassende Verständnis. Vielleicht bedeutet professionelle Haltung in der Sozialen Arbeit genau das, sich der Grenze bewusst zu sein und trotzdem im Kontakt zu bleiben. Da zu sein, ohne zu behaupten, alles zu verstehen.

Wenn ich abschließend auf diesen Prozess schaue, fällt mir vor allem auf, wie sehr sich mein Verständnis von Sprache und Haltung durch das Seminar verändert hat. Mir ist bewusster geworden, wie viel ich glaube zu wissen und wie wenig ich tatsächlich weiß. Was ich mitnehme, ist die Einsicht, dass Zweifel, Sprachlosigkeit und Widersprüchlichkeit nicht das Ende eines Gesprächs bedeuten, sondern vielleicht sogar seine Voraussetzung sind. Diese Reflexion ist für mich deshalb auch nicht abgeschlossen, sondern eher ein Anfang. Tiefe und Weite würde sie erst im Austausch mit anderen Menschen gewinnen. Auch das Seminar war für mich nicht die Antwort, sondern ein Anfang. Ein Anfang, mich bewusster mit dem Schweigen, den Grenzen und den Widersprüchen auseinanderzusetzen. Und genau das nehme ich für mich mit.

Die Autor:in

A. N., studiert Soziale Arbeit an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg – HAW.

Kontakt über:

 annita@kalpaka.de